

Fremdeln in der Öffentlichkeit

Haben wir der Gesellschaft nichts mehr zu sagen?

Vincent Gengnagel und Alexander Hirschfeld

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Öffentliche Soziologie: Die Soziologie und ihre Publika«

Einleitung

Im Unterschied zu heute war die Soziologie der Nachkriegszeit ganz selbstverständlich ‚öffentlich‘. Das lag vor allem daran, dass die Disziplin Bestandteil eines lebendigen intellektuellen Feldes war. Dieses bestand auf Seiten des damals relevanten Publikums aus für die Soziologie empfänglichen Laien¹, die in weiten Teilen durch ein humanistisch geprägtes Bildungssystem sozialisiert waren. Soziologie unterschied sich zwar vom Alltagswissen, versprach aber damit einer politisierten Öffentlichkeit sozialwissenschaftliche Aufklärung. Daraus ergab sich für die Soziologie eine gesellschaftlich relevante Position, von der aus „inkompetente, aber legitime Kritik“ (Lepsius 1964: 88) geübt werden konnte. Sozialwissenschaftliche Intellektuelle konnten sich so als Erklärerinnen sozialer Krisen oder gar Sprachrohr wirkmächtiger sozialer Bewegungen inszenieren ohne ihren wissenschaftlichen Anspruch aufzugeben.

Heute ist die Möglichkeit einer soziologischen Öffentlichkeit völlig anderen strukturellen Voraussetzungen unterworfen: So ist das politisierte bürgerliche Publikum, vor dem man sich als ‚kritisch‘ heroisieren konnte, weitgehend verschwunden. Das Verhältnis zwischen Soziologie und Öffentlichkeit, so unsere These, hat sich damit ins Gegenteil verkehrt. Anstelle der Intellektuellen, die sich selbstbewusst im eigenen Metier bewegen (Gesellschaftstheorie in Feuilleton und mehrfach aufgelegte Monographie), handelt es sich bei der gegenwärtig geforderten „öffentlichen Soziologie“ (Burawoy 2005) um den Versuch einer Grenzüberschreitung. Dies wird erkennbar, wenn sich die Sozialwissenschaftlerinnen bei Twitter und auf Blogs in offensichtlich fremdem Terrain bewegen. Im Sinne des „spezifischen Intellektuellen“ (Foucault 2003) muss gesellschaftliche Relevanz durch professionelle Kenntnis oder Orientierung an medialen Debatten immer wieder aufs Neue erarbeitet werden. Das aber scheint der Soziologie schwerzufallen: Während wir den diesem Papier zugrundeliegenden Text im Panel „Öffentliche Soziologie: Die Soziologie und ihre Publika“ auf dem 38. DGS-Kongress in Bamberg 2016 vortru-

¹ Im Folgenden verwenden wir in loser Abfolge die maskuline oder feminine Form, ohne damit verschleiern zu wollen, dass die Sozialfigur des öffentlichen Soziologen in erster Linie männlich besetzt ist – ähnlich dem Intellektuellen; vgl. Barbara Vinkens (2010) Beitrag „Die Intellektuelle: gestern, heute, morgen“, in dem sie herausarbeitet, inwiefern der Intellektuelle auch heute noch „nicht bloß dem grammatischen Geschlecht nach männlich“ ist.

gen, veröffentlichte der Soziologe Andreas Diekmann in der SZ einen Gastbeitrag zur Lage des Fachs. Seine Kernaussage: Die Soziologie grenzt sich „beharrlich und konservativ von anderen Disziplinen ab und pocht bequem auf die Autonomie des Fachs“. Aus diesem Grund sei sie im Gegensatz zu Psychologie, Ökonomie und Medizin nicht in der Lage, einen aktuell relevanten Bezug zum gesellschaftlichen Wandel herzustellen.

Um diesen Befund einzuordnen, erscheint es notwendig, sich der gesellschaftlichen Rolle und Funktion der gegenwärtigen Soziologie mit etwas Abstand zu nähern. Im Folgenden soll deshalb zunächst die grundsätzliche Frage des Verhältnisses von Soziologie und gesellschaftlicher Öffentlichkeit thematisiert werden. Dazu bieten wir das theoretische Konzept des soziologischen Habitus an (Bourdieu 1998), der sich je nach gesellschaftlicher Machtposition zwischen charismatischer Passung und deplaziertem Unwohlsein bewegt. Da dieses Verhältnis zwischen akademischen Feldern und über die Zeit hinweg variiert, skizzieren wir zunächst als Kontrastfolie zwei prominente Konstellationen von Soziologie als Leitwissenschaft (USA der 1940–1960er sowie Frankreich der 1970–1980er), vor deren Hintergrund „soziologische Öffentlichkeit“ jeweils grundverschiedene Formen annimmt. Diese lassen sich in Michael Burawoys (2005) instruktivem und weitverbreitetem Schema der soziologischen Arbeitsteilung unterschiedlich verorten.

Die auf Grundlage dieser Differenzierung mögliche Analyse des soziologischen Feldes illustrieren wir beispielhaft anhand einer auf dem ‚SozBlog‘ des DGS geführten Auseinandersetzung um die heutigen Möglichkeiten des ‚going public‘.

Public Sociology – ‚make sociology great again‘?

Nach Burawoys bekanntem Modell lässt sich das Feld der Soziologie anhand zweier Achsen differenzieren, die gemeinsam eine Arbeitsteilung abbilden (2005: 6). Während die erste Differenzierung zwischen der Art des Publikums soziologischen Wissens – also zwischen innerakademischen und außerakademischen Adressaten – verläuft, bezeichnet die zweite Achse die Unterscheidung zwischen instrumentellem und reflexivem Wissen. So ergeben sich vier Felder (Abbildung 1)²:

<i>„Division of Sociological Labor“</i>	<i>Academic Audience</i>	<i>Extra-Academic Audience</i>
<i>Instrumental Knowledge</i>	Professional	Policy
<i>Reflexive Knowledge</i>	Critical	Public

Abbildung 1: Die soziologische Arbeitsteilung

Laut Burawoys Krisendiagnose sei die Soziologie nicht mehr öffentlich wirksam genug und habe den Kontakt zum nichtakademischen Teil der Gesellschaft verloren. Funktional liege so ein wichtiger Aufgabenbereich der Soziologie brach, was auf weitreichende moralische und gesellschaftspolitische Veränderungen verweise. So lassen sich mit Burawoy unkritische Politikberatung und innerakademische Elfenbeindiskurse gleichermaßen als Ausdruck einer neoliberalen Hegemonie verstehen, gegen die sich Public Sociology zu richten habe. Er fordert deshalb „making public issues out of private troubles,

² Siehe auch Burawoys ausführlichere Tab. 3, die auf die mit dieser Arbeitsteilung verbundenen Wissensformen eingeht (2005: 16, Tab. 3).

and thus regenerating sociology's moral fiber" (ebd.: 5). Burawoys Konzept ist so mit einem normativen Aufruf verbunden und bezieht daraus nicht zuletzt seinen Erfolg im professionellen soziologischen Diskurs – nach dem Motto ‚make sociology great again‘. Während wir diese Absicht der Public Sociology nur zu gerne teilen, gilt es den an Soziologinnen gerichteten Handlungsimperativ an die soziale Struktur rückzubinden, in der sich Public Sociology wieder Gehör verschaffen soll.

Soziologischer Machtanspruch im akademischen Feld

Die soziologische Arbeitsteilung ist eingebettet in ein weitreichenderes akademisches Feld – hier konkurriert das Fach mit anderen Wissenschaften um intellektuelles Prestige, Leserinnenschaft, Lehrstühle usw. Ganz grundsätzlich relevant für die öffentliche Wirkung der Soziologie ist dabei, inwiefern es ihr gelingt, im Namen des Allgemeinen und des Wahren zu sprechen (Germer et al. 2014: 511) – nicht nur um über Gesellschaft sprechen zu können, sondern auch um anerkanntermaßen zu und mit ihr sprechen zu können. Die dafür notwendige intellektuelle Legitimation ermöglicht es erst, dass das aus dem akademischen Fachdiskurs heraus entwickelte Wissen in anderen sozialen Feldern auf Interesse und Anerkennung trifft. Dafür muss das nichtakademische Publikum akzeptieren, dass es sich durch eine „inkompetente, aber legitime Kritik“ (Lepsius 1964: 88) soziologisch belehren lässt. *Mit dem Anspruch der ‚Public Sociology‘ verbindet sich also auch ein gewisser Machtanspruch der Soziologie als gesellschaftspolitisch relevante Leitwissenschaft.* Die Bedingungen, unter denen seine Erfüllung möglich erscheint, liegen dabei nur teilweise bei den Soziologinnen selbst.

Soziologie wird immer nur dann als Leitwissenschaft wahrgenommen, wenn sie die dafür nötige öffentliche Resonanz erzeugt. Für diese Anerkennung benötigt es eine relative Passung zwischen den Produzentinnen soziologischen Wissens und einem entsprechend vorgebildeten, interessierten Publikum (Hirschfeld, Gengnagel 2016). Diese Passung basiert auf der Fähigkeit von spezifischen Positionen, symbolisch Geltung zu erlangen und diese in einem fachspezifischen Habitus auszudrücken (Bourdieu 1998). In unserem Fall bedeutet das, in der soziologischen Arbeit den praktischen Sinn für das intellektuelle Spiel zu beweisen. Wir verstehen den ‚soziologischen Habitus‘ als den Ausdruck des Möglichkeitssinns für die Erfüllung des Anspruchs auf öffentliche Wirksamkeit. Durch ihn drückt sich nicht nur die persönliche Intention aus – in ihm bildet sich vielmehr die Struktur des Feldes ab: „Habitus involves an unconscious calculation of what is possible, impossible, and probable for people in their specific locations in the stratified social order“ (Swartz in Silva, Warde 2010: 48). Entsprechend lässt sich so auch der Anspruch auf den Status als Leitwissenschaft im Habitus wiederfinden: Wo ein charismatischer Habitus (Kraemer 2002) um seine Deutungsmacht weiß, gehört das Übertreten disziplinar-professioneller Grenzen ganz selbstverständlich zum Repertoire einer Soziologin – wenn sich Soziologie allerdings nur auf dem Rang einer Begleitwissenschaft befindet, ohne prominente Rolle in der Öffentlichkeit, dann drückt sich das in habituellen Friktionen aus. Diese entstehen, wenn die Grenzüberschreitungen aus dem Fach heraus an der Verallgemeinerung des soziologischen Wissens scheitern. Statt *selbstbewusstes Charisma* herrschen dann *Unsicherheit und Unbehagen*.

Soziologie als Leitwissenschaft?

Sucht man nach einer gesellschaftlichen Großwetterlage, in der die Soziologie einen selbstbewussten Habitus hervorzubringen vermochte, so muss man einige Jahrzehnte zurückblicken. Als Kontrastfolie

für den gegenwärtigen Mangel an Public Sociology dienen uns die zwei wohl wirkmächtigsten historischen Konstellationen: die Soziologie in den USA 1940–1960 und im Frankreich der 1970–1980er Jahre. Die US-amerikanische Soziologie jener Zeit war geprägt durch ein funktionalistisches Gesellschaftsverständnis, das ihre Rolle als konservative Staatssoziologie widerspiegelte. Wie Burawoy selbst betont, ging es sowohl der Soziologie als auch ihrem bürgerlichen Publikum um die hegemoniale Repräsentation der rechtlichen und moralischen Fundamente der Gesellschaft. Paradigmatisch dafür steht Talcott Parsons' Strukturfunktionalismus, der von der *Faszination an Ordnung* lebt. In Burawoys Arbeitsteilung der Soziologie bewegt sich das, was Parsons und seine ‚Schüler‘ produzierten und auch außerakademisch gefragt war, vom Bereich der Professional Sociology in den Bereich der Policy (rechts oben). Ein illustratives Beispiel bietet Parsons Darstellung der sogenannten „sick role“ (1951: 283–86): Der Kranke begibt sich hier in die Hände der Ärztin, gibt einen Teil der eigenen Souveränität ab und wird im Gegenzug von bestimmten Verantwortungen – in diesem Fall der Pflicht zu arbeiten – befreit. Die machtvolle Position der medizinischen Professionen wird der Öffentlichkeit mit Hilfe der funktionalistischen Theorie erklärt: Nur die Medizin weiß, wann jemand wirklich krank ist; daher muss man ihr diese herausgehobene soziale Stellung gewähren. Durch die damit verbundene Legitimation findet eine Sedimentierung gegebener sozialer Strukturen statt.

Diese enge Passung zwischen staatsbürgerlicher Öffentlichkeit und professioneller Soziologie ist in den 1960ern verloren gegangen. Parsons' in Zusammenarbeit mit Gerald M. Platt veröffentlichte Schrift *The American University* (1973) stellt ein letztes Aufbäumen der konservativen Grand Theory gegenüber einer rebellischen Bewegung dar, die die ‚kognitive Rationalität‘ von Wissenschaft und Gesellschaft in Frage stellt.

Ein ähnlich klarer Befund – jedoch mit umgekehrten Vorzeichen – kann später für Frankreich vorgenommen werden: Während im USA der 1940–1960er die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung für Faszination gesorgt hatte, war es im Frankreich der 1960–1970er gerade die herrschaftskritische Soziologie, die ein bürgerliches Publikum fesselte. In gewisser Weise war die kritische Haltung auch Ausdruck eines anders gelagerten Verständnisses von Staatsraison. Im Sinne der ‚Idée Républicaine‘ waren gerade die Paradoxien der Herrschaft von Interesse für *ein Publikum, das ähnlich wie die kritische Soziologie auf eine aufgeklärtere Herrschaftsform hoffte* – zunächst war es von der Möglichkeit ihrer Umsetzung fasziniert, dann war es zunehmend empört über die enttäuschenden Resultate der herrschaftskritischen Reformen. Sowohl Pierre Bourdieu als auch Michel Foucaults soziologischer Habitus formte sich in dieser Zeit heraus und spiegelt das Selbstbewusstsein einer öffentlich wirkmächtigen Soziologie ‚am Puls der Zeit‘ wider (Hirschfeld, Gengnagel 2016). Statt als „sociologue-fonctionnaire“ (Bourdieu in Wacquant 1993: 40) der Durkheimschen Frage nach gesellschaftlichem Zusammenhalt und der Ermöglichung von Ordnung nachzugehen, soll die herrschende Ordnung radikal hinterfragt werden. Sowohl Bourdieus Kritik an den Folgen der Bildungsexpansion als auch Foucaults Historisierung der Freiheitsrhetorik der Moderne adressierten ein Publikum, das den staatlichen Institutionen grundsätzlich skeptisch gegenüberstand. Entsprechend lässt sich auch diese zweite Konstellation in Burawoys Arbeitsteilung als ‚Public Sociology‘ bezeichnen (diesmal allerdings auf andere Weise, rechts unten): Statt sich mit Policy Sociology zu verbünden, zielt die Soziologie ihrem Selbstverständnis nach hier auf ein reflexives und kritisches Hinterfragen des Regierungshandelns, versteht sich als Gegenmacht und adressiert gerade damit ihre Öffentlichkeit. Auch dieser französischen Soziologie kam allerdings die Öffentlichkeit nach und nach abhanden. Auch sie fand zunehmend in rein akademischen Diskursen Gehör, während Soziologie in der Öffentlichkeit insgesamt einen Bedeutungsverlust erlitt: der Glaube an die sozialwissenschaftliche Gestaltbarkeit der Gesellschaft sowie die gesellschaftspolitische Empörung über deren Schwierigkeiten wurden schwächer, der „lange Sommer der Theorie“

(Felsch 2015) war vorüber. Gleichzeitig wurden die Deutungsangebote zur Erklärung öffentlicher Debatten weniger auf kollektiver Ebene gesucht, sondern vielmehr auf einer individuellen – was Ökonomie und Psychologie favorisiert.

Wie öffentlich bleiben?

Dankenswerterweise führte die reflexive Grundhaltung dieser Art französischer Soziologie allerdings auch zu einer theoretischen Reflexion über die öffentliche Rolle des Intellektuellen selbst. Sie gibt uns heute instruktive Beispiele dafür an die Hand, wie auf diesen ‚Öffentlichkeitsverlust‘ reagiert werden kann. Bourdieu brachte dafür das Konzept des „kollektiven Intellektuellen“ in Anschlag (Lebaron, Mau-ger 1999: 295ff.). Es steht für einen offensiven Umgang mit der Erzeugung öffentlichen Interesses: Jenseits der Heroisierung einzelner Persönlichkeiten soll ein kollektives soziologisches Projekt die politisierte Öffentlichkeit selbst herstellen. Getragen wird dieses Projekt vom Selbstbewusstsein des soziologischen Habitus, für ein emanzipatorisches Projekt politisch relevant zu sein. So soll aus dem akademischen Feld heraus Aufklärung betrieben werden – der Gestaltungsanspruch vonseiten der Soziologie ist dabei ungebrochen, wenngleich diese Gestaltung von diversen Problemen relativiert wird (einerseits wegen der zunehmend fragmentierten medialen Ökonomie und andererseits wegen der Gefahr des soziologischen Elitismus).

Foucault, weniger interessiert an sozialen Positionen und weiter davon entfernt bestimmte Akteure zu empowern (auch nicht die Soziologinnen), beobachtet einen weniger offensiven Umgang mit dem schwindenden Interesse der Öffentlichkeit. Während es immer weniger gelingt, im Namen einer Leitwissenschaft über Gesellschaft zu sprechen, hält sich soziologisches Wirken nur noch in Form der Figur der „spezifischen Intellektuellen“ (Foucault 2003) in der Öffentlichkeit. Diese docken an Problematikisierungen von spezifischen Diskursen an, ohne einen soziologischen Ordnungsanspruch zu artikulieren – vielmehr schmuggeln sie Soziologie in Diskurse ein, indem sie an die dort vorhandenen Interessen anschließen. Dies ermöglicht es ihnen noch zumindest punktuell die „inkompetente, aber legitime Kritik“ (siehe oben; Lepsius 1964: 88) zu entfalten, die in den 1960ern und 1970ern Kernaufgabe der französischen Soziologie in der Öffentlichkeit war. Bourdieus Antwort auf die Frage *„wie öffentlich relevant bleiben?“* besteht also in dem Versuch, kollektiv die strukturellen Grundlagen wieder aktiv her-zustellen, die eine kritische Öffentlichkeit benötigt, während Foucault beobachtet, in welchen Teilöffentlichkeiten eine kritische sozialwissenschaftliche Perspektive überhaupt noch Gehör finden könnte.

SozBlog als Instrument des DGS – für Public Sociology?

Um uns der Frage zu nähern, was Public Sociology hier und heute bedeuten könnte, erscheint es uns sinnvoll, die dabei auftretenden Probleme anhand eines kleinen Beispiels zu illustrieren. Anstelle einer umfänglichen Analyse zeichnen wir im Folgenden anhand des ‚SozBlog‘ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) nach, wie sich das Verhältnis der professionellen Soziologinnen zur Öffentlichkeit beschreiben lässt. Im SozBlog publiziert jeweils ein deutscher Soziologieprofessor zwei Monate lang in unterschiedlicher Häufigkeit seine Gedanken zum gegenwärtigen Stand der Disziplin, ihren jüngsten

Forschungsergebnissen oder bloggt ‚ganz einfach‘ aus dem eigenen Leben als Soziologin.³ Günter Voß eröffnete den Blog am 4.9.2011 mit dem Titel *Die DGS hat jetzt einen Blog ...*⁴ und den Schlagworten *public sociology, Soziologie, Twitter, Web 2.0*. Gleich im ersten Absatz weist er darauf hin, dass der Soz-Blog aus akademischer Perspektive nicht unproblematisch ist: „Für die einschlägige Community war diese Neuigkeit vermutlich nicht besonders aufregend, wurde aber immerhin mit Interesse registriert. Der/die Eine oder Andere aus dem soziologischen Umfeld mag aber ob dieser Initiative der DGS irritiert die Stirn gerunzelt haben.“ Dem stellt er ein Plädoyer gegenüber – die Soziologie habe die Erzeugung von Relevanz in den „neuen Medien“ bitter nötig:

„Die Soziologie, vor allem in Deutschland, läuft nämlich Gefahr, zu einem Fach zu werden, das nur noch wenig öffentliche Aufmerksamkeit findet. Wenn es um aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen geht, werden seit einiger Zeit, von Ausnahmen abgesehen, häufig Vertreter anderer Fächer gefragt. Dieser Trend kann nur aufgehalten werden, wenn sich Soziologinnen und Soziologen mutig aus ihrer jeweiligen Perspektive zu relevanten Fragen äußern – und das dann auf allen Kanälen. So reputierlich und karrierenützlich Papers in hochrangigen Fachjournalen sein mögen, für die öffentliche Wahrnehmung des Fachs bringen sie wenig. Da sich die Soziologie nicht nur mit den Grundlagen, sondern auch mit der Aktualität des sozialen Geschehens beschäftigt, sollte sie ihre Einsichten auch in der aktuellen Öffentlichkeit kommunizieren.“

Voß wiederholt damit Burawoys Krisendiagnose und fordert mehr Engagement für Public Sociology ein. Gleichzeitig erwähnt er eingangs, das Bloggen sei eine „nicht ganz risikolose Aufgabe“. Public Sociology scheint so einerseits als notwendig und wünschenswert, andererseits als beschwerlich und risikant wahrgenommen zu werden. Noch weiter geht Jo Reichertz, als er am 9.1.2013 unter dem Titel *Der SozBlog als Zeitvergeudung für Schreiber und Leser/innen?*⁵ bloggt:

„Zu schreiben, dass ich mich freuen würde, in den nächsten zwei Monaten den Soz-Blog der DGS gestalten zu dürfen, wäre eine glatte Lüge. ‚Unbehagen‘ wäre eher die zutreffende Bezeichnung des Gefühls, das aufkommt, wenn ich daran denke, in den kommenden zwei Monaten erstmals in meinem von Medien mitgeprägten Leben als Wissenschaftler bloggen zu sollen.“

Worin liegt dieses Unbehagen begründet? Dankenswerterweise greift Nina Baur das Thema im Soz-Blog vom 30.4.2013 auf (*SozBlog als Mittel für Public Sociology?*⁶), als sie ihre zweimonatige Autoren-schaft resümiert und dabei ihre ursprüngliche Position als bloggende Soziologin – und bisher aktivste Autorin des SozBlogs – reflektiert:

„Die Chance, dass man (wissenschaftliche) Reputation verliert, ist relativ hoch oder zumindest durchaus vorhanden. Ich dachte, dass der Blog Zeitverschwendung ist, weil ihn ohnehin kaum jemand liest. Ich war mir relativ sicher, dass Bloggen für (viele) soziologische Fragestellungen nicht das richtige Medium bzw. die richtige Darstellungsform ist. Das Zielpublikum war mir völlig unklar.“

Ähnlich wie Voß und Reichertz artikuliert also auch Baur ihr Unbehagen deutlich, was auf die fehlende Passung zwischen Soziologie und Öffentlichkeit und die damit verbundenen habituellen Friktionen auf

³ Werner Rammert unterscheidet im SozBlog am 11.11.2015 professional, public und personal blogging <http://soziologie.de/blog/2015/11/drei-stile-des-bloggens-professional-personal-public-sociology/>

⁴ <http://soziologie.de/blog/2011/09/%e2%80%9edie-dgs-hat-jetzt-einen-blog%e2%80%9c-%e2%80%a6/>

⁵ <http://soziologie.de/blog/2013/01/der-sozblog-als-zeitvergeudung-fur-schreiber-und-leserinnen/>

⁶ <http://soziologie.de/blog/2013/04/sozblog-als-mittel-fur-public-sociology/>

der Ebene der Autoren und der Autorin verweist. Im Folgenden relativiert sie diese Befürchtungen zwar rückblickend – den Reputationseffekt möchte man nicht öffentlich diskutieren, gelesen wurde der Blog in der Tat doch, das dafür verwendete Material erzeugte „Klicks“ und erreichte so womöglich auch mehr Leserinnen als über Fachjournals – allerdings bleibt unklar, wer mit dem Blog erreicht wird. Das Problem des „blinden Schreibens“ bleibt also bestehen, zudem fehlt ihr das Feedback in Form von ausreichend Kommentaren. Als engagierte Soziologin fordert sie anschließend die Leserinnen auf, sich an einer Diskussion über die Möglichkeiten des Blogs zu beteiligen. Unsicherheit herrscht im SozBlog und seinen Kommentarspalten auch darüber, inwiefern die Metatexte über die Bedingungen öffentlichen Bloggens schon Public Sociology seien – oder vielmehr nur eine binnensoziologische Öffentlichkeit zur „internen Selbstvergewisserung“ (so Armin Nassehi per Kommentarfunktion).

Zwischen Unbehagen und vorsichtigem Machbarkeitsglauben

Nina Baur's engagierte Auseinandersetzung mit dem SozBlog zeichnet eine spannende Entwicklung nach. Von anfänglicher Skepsis bewegt sie sich zu einem vorsichtigen Machbarkeitsglauben, bis schlussendlich zur Formulierung von Desideraten für eine öffentliche Soziologie. Das von ihren Vorgängern formulierte Unbehagen, das die anderen beiden Protagonisten viel drastischer formulieren, kann auch sie nicht vollständig auflösen. Aus der oben skizzierten habitustheoretischen Perspektive handelt es sich dabei nicht nur um eine persönliche Disposition einer Soziologin gegenüber einem Öffentlichkeit versprechenden Medium, sondern um den Ausdruck ihres praktischen Sinns für das akademische Spiel – ein Spiel an dem sie reflexiv arbeitet und in das sie uns aufgrund ihrer Blogaktivität Einblicke gewährt. Trotz ihrer zweimonatigen Tätigkeit im SozBlog bleibt auch für sie denk- und handlungsleitend, dass weiterhin die professionellen Peers über die soziologische Karriere wachen, während die öffentliche Meinung auf das berufliche Weiterkommen und den soziologischen Habitus einen vernachlässigbaren Einfluss hat.

Ein weiteres Ergebnis ihres Resümées besteht darin, dass Beiträge zu spezifischen Themen außerhalb eines genuin soziologischen Kanons erfolgreicher waren, etwa *Was ist eigentlich Geld?* und *Was ist eigentlich ein Markt?* Wir lesen das als einen anekdotischen Verweis auf die Strategie der spezifischen Intellektuellen, die an öffentlich anschlussfähigen außerakademischen Themen andocken, die üblicherweise von Ökonomie und Psychologie dominiert werden. Die von Baur prinzipiell erwünschte kollektive Wissensproduktion – das Bloggen mit Kolleginnen – erscheint ihr aus Zeitgründen nicht möglich. Wir sehen also, dass an dieser Stelle der offensivere Umgang mit dem Erzeugen einer für Soziologie empfänglichen Öffentlichkeit als das Unterfangen des „kollektiven Intellektuellen“ außerhalb des Rahmens des Möglichen liegt, während spezifisch intellektuelle Beiträge von öffentlichem Interesse durchaus denkbar erscheinen. Gerade in der Herstellung eines kollektiven Projekts scheint jedoch eigentlich die Möglichkeit der Etablierung einer wirkmächtigen Position der Soziologie in Wissenschaft und Öffentlichkeit zu liegen.

Professionelle Public Sociology

Der Versuch einer öffentlichen Darstellung der deutschen Soziologie, hier am Beispiel des SozBlog der DGS, macht vor allem eines sichtbar: die Dominanz einer Professional Sociology, die sich der Öffentlichkeit mit Unsicherheit und Unbehagen nähert. Dabei wird deutlich, dass Soziologie keine

Leitwissenschaft mehr ist – ihre fachspezifische Sprache ist nicht mehr ohne weiteres anschlussfähig oder auch nur von öffentlichem Interesse. Wer also mit dem Ziel der ‚Public Sociology‘ startet, ohne ein entsprechendes Publikum zu adressieren, erzeugt womöglich lediglich eine soziologische Binnenöffentlichkeit. Das ist in keinster Weise kritikwürdig, allerdings doch etwas völlig anderes als Burawoys soziologische Arbeitsteilung nahelegt. ‚Public Sociology‘ ist aus dieser Perspektive also eher zu verstehen als die Diagnose einer strukturellen Lücke – weniger als Möglichkeit ihrer Schließung. Im Hinblick auf das öffentliche Interesse an spezifischen Intellektuellen wird vor allem die Frage zu beantworten sein, wieviel Soziologie denn dabei übrig bleibt, wenn sich an gegenwärtig hegemonialen Deutungsmustern orientiert werden muss. Womöglich begleitet Soziologie längst nur noch im öffentlichen Raum geführte psychologische und ökonomische Diskurse ohne genuin soziologische Identität. Eine Analyse, die Burawoys Konzept einer sozialwissenschaftlichen Arbeitsteilung auf soziologisches Wissen im öffentlichen Raum anwenden möchte, müsste sich dementsprechend auf die Deutungsmacht von ‚Public Psychology‘ und ‚Public Economics‘ konzentrieren.

Literatur

- Bourdieu, P. 1998: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Konstanz: UVK.
- Burawoy, M. 2005: For Public Sociology. *American Sociological Review*, Vol. 70, Nr. 1, 4–28.
- Felsch, P. 2015: Der lange Sommer der Theorie: Geschichte einer Revolte. München: C.H. Beck.
- Foucault, M. 2003: Die politische Funktion des Intellektuellen. In M. Foucault (Hg.), *Schriften in vier Bänden*, Band 3: 1976-1979. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 145–152.
- Germer, H., Müller-Doohm, S., Thiele, F. 2014: Intellektuelle Deutungskämpfe im Raum publizistischer Öffentlichkeit. *Berliner Journal für Soziologie*, 23. Jg., Heft 3–4, 511–520.
- Hirschfeld, A., Gengnagel, V. 2016: „Das können wir nicht durchgehen lassen“. Zur gesellschaftlichen Resonanz kritischer Intervention. In J. Hamann, J. Maeße, V. Gengnagel, A. Hirschfeld (Hg.), *Macht in Wissenschaft und Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer. 425–452.
- Kraemer, K. 2002: Charismatischer Habitus. *Berliner Journal für Soziologie*, 12. Jg., Nr. 2, 173–187.
- Lebaron, F., Mauger, G. 1999: Raisons d'agir: un intellectuel collectif autonome. *Journal des anthropologues*, 77-78. Jg., Heft 2, 295–301.
- Lepsius, M. R. 1964: Kritik Als Beruf zur Soziologie der Intellektuellen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 16. Jg., 75–91.
- Parsons, T. 1951: *The social system*. Glencoe: Free Press.
- Parsons, T., Platt, G. 1973: *The American university*. Cambridge: Harvard University Press.
- Swartz, D. 2010: Pierre Bourdieu's political sociology and public sociology. In E. Silva, A. Warde (Hg.), *Cultural analysis and Bourdieu's legacy: settling accounts and developing alternatives*. London/New York: Routledge, 45–50.
- Vinken, B. 2010: Die Intellektuelle: gestern, heute, morgen. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40. Jg.
- Wacquant, L. J.D. 1993: From Ruling Class to Field of Power: An Interview with Pierre Bourdieu on La Noblesse d'Etat. *Theory, Culture & Society* 10, Nr. 3, 19–44.